

NATURWISSENSCHAFT UND RELIGION

Hans Küng, *Der Anfang aller Dinge. Naturwissenschaft und Religion.* Piper, München 2005. 256 Seiten. Gb. EUR 18,90.

„In Wahrheit kann die Wissenschaft weder in ihrer Haltung noch in ihren Themen der Konfrontation mit der Haltung und den Themen der Religion entgehen“, erklärte der Physiker und Philosoph Carl-Friedrich von Weizsäcker in seinem Festvortrag 1977 zum 500. Jubiläum der Universität Tübingen. „Und die Religion darf, so scheint mir, den durch die Wissenschaft erzeugten Schein der Neutralität nicht dulden“. Hans Küng, der Tübinger ökumenische Theologe, Präsident der Stiftung Weltethos, Autor bedeutender Werke zum Judentum und zum Islam hat als Geisteswissenschaftler die Herausforderung durch das naturwissenschaftliche Denken noch einmal aufgenommen und einige der Konflikt- und Konfrontationsfelder präzise beschrieben. Er tut es mit spürbarer Leidenschaft besonders für die Evolutionsbiologie, die Physik und die Hirnforschung. Mit Karl Popper glaubt Küng in seiner wissenschaftstheoretischen Einleitung, dass ein positivistischer Radikalismus letztlich nicht nur die Metaphysik, sondern auch die Naturwissenschaften vernichtet (43). Auch wenn die meisten naturwissenschaftlichen Sätze nur falsifizierbar und nicht verifizierbar sind und wenn metaphysische Ideen für die Entwicklung der Naturwissenschaften wegweisend waren, gibt es doch an der Berechtigung, Eigenständigkeit und Eigengesetzlichkeit der mathematisch orientierten Naturwissenschaften keinen Zweifel. Unverzichtbar sei allerdings, und hier liegt

Küngs Interesse, die Abgrenzung von mathematisch-naturwissenschaftlichen von metaempirischen, philosophisch-theologischen Sätzen. Das heißt unter anderem, dass es keine Gründe geben kann, metaempirische Sätze für „sinnlos“ zu erklären, was schon bei den Geschichtswissenschaften, die sich mit singulären Ereignissen befassen, an Grenzen stößt.

Küng geht es im traditionell spannungsreichen Verhältnis von Naturwissenschaft und dem Erbe der jüdisch-christlichen Tradition weniger um eine trennende Konfrontation, noch weniger um harmonistische Integration, sondern eher um so etwas wie „Komplementarität“, einen Begriff aus der Quantenphysik, worunter der Tübinger eine kritisch-konstruktive Interaktion versteht, die alle illegitimen Übergänge vermeidet und alle Verabsolutierungen ablehnt. Dahinter steht natürlich der alte christliche Wunsch nach „Anschlussfähigkeit“ (Otto Kallscheuer) des Glaubens an die jeweils modernen Wissenschaftssysteme, ein Wunsch, der dem Christentum mehr als dem Judentum und dem Islam durch seine einstige jugendliche Ehe mit der Vernunft der Griechen geradezu in die Geburtsurkunde geschrieben ist. Papst Benedikt XVI. hat es in Regensburg jüngst noch einmal bekräftigt.

Natürlich ist für jeden, der heute Religion für irrelevant erklärt, das Interesse an einem Dialog überholt, im schlimmsten Fall sogar ein Ärgernis. Für andere jedoch, sowohl aus dem naturwissenschaftlichen Bereich wie aus dem theologischen, scheint das Gespräch bereits lange überfällig zu sein. Besonders für diejenigen, die über Komplexitäten des Kosmos und des Lebens und über faszinierende Ord-

nungsstrukturen immer wieder „ins Staunen geraten“, wie sie sagen, für die die Rätselhaftigkeit der Welt auch im Fortgang exakter Erkenntnisse eher zunimmt denn schwindet, denen schließlich die existenzielle Dimension, die Ich-Perspektive eines endlichen Individuums im Prozess der Evolution unüberspringbar auch bei der Gewinnung von Erkenntnissen über die Natur vor Augen steht.

Hans Küng wagt sich also an ein ziemlich heißes Thema, mit dem der weitaus größte Teil der Theologie des 20. Jahrhunderts nicht gerne in Berührung kam. Warum? Weil einerseits naturwissenschaftliche Erkenntnis tief sitzend kulturell nicht als „Bildung“ angesehen wurde. Man hat zwar einiges gehört von einer „vereinheitlichten Theorie für alles“ (A), Problemen mit dem Anfang des Kosmos, einem Urknall, von Naturkonstanten und einer kosmischen Feinabstimmung (B), der beunruhigenden Evolutionsbiologie (C), den Spekulationen zur Möglichkeit außerirdischen Lebens (D), von atemberaubenden Funden zur Stammesgeschichte des Menschen (E), neuerdings von provozierenden Folgerungen der Hirnforschung für das Menschenbild und so fort. Aber man nahm es eher ohne tiefere innere Bewegung zur Kenntnis und blieb ansonsten bei seinen gewachsenen religiösen Vorstellungen. Keine Rede von einer zumindest sprachlichen Auffrischung oder gar Neujustierung der theologischen Begriffswelt! Und weil andererseits auch nach den Erfahrungen mit Galilei, Darwin und Freud äußerste Vorsicht geboten zu sein scheint und ein wenig Angst auch, ob man dem neuen Wissen vom Kosmos und vom Leben in seinen evolutionären, chemisch-physikalischen

Bedingtheiten mit dem eigenen herkömmlichen Denk- und Sprachschatz gewachsen sei. Dass diese Abstinenz nicht gut gehen wird und dass Religion langfristig nicht gegen die Wissenschaft bestehen kann, hatte bereits Kant vorausgesehen. Küng versucht deshalb in einer „grundsätzlichen Offenheit gegenüber der gesamten Wirklichkeit“ eine kritische Annäherung, ja eine Neuausrichtung der Sprache der Dogmatik, des Glaubenssystems.

Was dabei für einen Theologen unserer Zeit ungewöhnlich ist und wohlthuend auffällt, ist Küngs wirkliche Begeisterung für die Physik, das Universum, für Anfangssingularitäten, den Urknall, die Anfänge der Menschheit und deren Stammesgeschichte. Der Tübinger Theologe, dessen Renommee neben seiner beharrlichen Vatikan-Kritik eigentlich aus seinem vehementen Impuls für das Gespräch der Religionen miteinander, für das Verständnis des Inneren der jüdischen Religion und des Islam stammt, hat in einem offensichtlich jahrzehntelangen Umgang mit naturwissenschaftlichen Fragen viel gelernt und kann das Erkannte quer durch die Disziplinen auf dem Stand des heutigen Wissens weitergeben. Küng versteht überzeugend, unterschiedliche, zum Teil schmerzhaft getrennte und unversöhnliche Welten in eine Beziehung zu setzen. Das wirkt wie ein Signal für alle, die nach Brücken und Berührungen suchen, auch wenn für Kenner oder gar Spezialisten in den jeweiligen Bereichen, etwa in der Paläoanthropologie, in den Szenarien zum Ursprung des Lebens oder zu neueren Aspekten der Primatenforschung recht großzügige Sprünge erkennbar werden.

Die Stärke dieses Buches jedoch ist ganz woanders zu suchen: Sie liegt im Theologisch-philosophischen, genauer in einem – wie es Küng nennt – „aufgeklärten Glauben“, das heißt im Versuch einer Theologie, die sich im Kontext des naturwissenschaftlichen Denkens der Neuzeit neu zu platzieren versucht. Küng löst damit etwas ein, was der wohl größte katholische Theologe des 20. Jahrhunderts, Karl Rahner, bereits in den 60er Jahren gefordert hatte: eine Theologie im Kontext des „evolutiven Weltbildes“. Der Tübinger schlägt vor, den Dialog „beidseitig auf dem höchsten Stand des Wissens“ zu führen. Das heißt zunächst für die Religion selbst auf der Höhe ihres beachtlichen historisch-kritischen Wissens über ihre eigene Entstehungsgeschichte, was seit bald 300 Jahren bekanntlich zu einer leidvollen, wenn auch durchaus befreienden Selbstrelativierung geführt hat – und in den Kirchen nicht gerne so bezeichnet wird. Das heißt für das naturwissenschaftliche Lager, dass Religion nicht an ihren kreationistischen oder auch alt-dogmatischen Formulierungen oder gar aus der Erinnerung an den eigenen Kinderglauben bemessen wird, sondern auf der Höhe ihrer besten Einsichten und Entwürfe.

Religion hat in der Begegnung mit neuzeitlicher (historischer) Wissenschaft viel gelernt über ihr eigenes Gewordensein, ihre anthropologischen Abhängigkeiten, ihre sprachlichen Prämissen. Sie ist nicht erschüttert, wie man oft denkt, wenn Religiosität als biologische Anpasstheit beschrieben wird und sie kann durchaus mit Positionen leben, die das spezifisch Menschliche in dessen Illusionsbedürftigkeit sehen und in dieser letztlich auch die Herkunft vieler religiöser Manifestatio-

nen. Aber sie möchte dann auch auf die übrig gebliebenen Fragen angesprochen werden, die Frage nach einem tragenden Grund alles Seienden, nach der Möglichkeit eines Urvertrauens in die Wirklichkeit, nach einem „Urziel, Urhalt und Urgrund“, wie es Küng nennt, auch nach „Letztbegründungen“, nach einer Korrelation zwischen der (Nicht-) Sinnhaftigkeit oder Zufälligkeit des Ganzen und der Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz. Hier wird das Konzept Küngs natürlich höchst angreifbar, weil es unerschwerlich davon ausgeht, dass der Zusammenhang von Natur- und Welterkenntnis und der existenziellen Binnenperspektive des Beobachters nicht prinzipiell aufzuheben ist; dass die naturalistische Auflösung von Religion nicht gelingen kann.

Eine Konfrontation, wie sie C.F.v. Weizsäcker forderte, kann nicht unterhalb des durchaus kontroversen europäischen Denkens über „Gott“ erfolgen, fordert Küng, eines Denkens, das seit über 2500 Jahren von einem „Unbenennbaren“, Unerforschlichen, Unermesslichen spricht, in dem die Gegensätze von Ferne und Nähe, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Zorn und Gnade, Offenbarwerden und Verborgenheit über den „Namenlosen“ ebensoviel auszusagen scheinen wie über den Menschen, der dies in immer neuen Anläufen zu bedenken versucht. Hier, im Theologischen auf hohem Niveau, liegt das Verdienst von Hans Küng, weniger im naturwissenschaftlichen Detail. Insofern ist sein grenzüberschreitendes Werk ein kräftiger Anstoß, das öffentliche Gespräch zwischen dem alten Menschheitswissen der Religionen und dem neuen Wissen von der Natur und dem Menschen zu intensivieren.

Wolf-Rüdiger Schmidt